

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Stephan Ludwig

ZORN

Lodernder Hass

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Eins

Das ist also das Ende, denkt der kleine Mann.

Er weint nicht. Jammert nicht. Bettelt nicht um sein Leben. Das hat er auch nicht vor. Der kleine, übergewichtige Mann mit der sanften Stimme und dem rosigen Gesicht wirkt unscheinbar, harmlos, doch nur die wenigsten wissen, dass sich hinter dieser Fassade ein eiserner Wille verbirgt, gepaart mit einem messerscharfen Verstand. Der Mann ist klug. Klug genug, um zu wissen, wenn etwas sinnlos ist. Nein, er wird nicht um sein Leben betteln. Jetzt, wo er weiß, mit wem er es zu tun hat. Wozu der andere fähig ist.

Er sieht hinauf in den Nachthimmel. Die Wolken hängen tief über ihm, schmutzig, grau, wie rußgeschwärzt. Ein großer schwarzer Vogel fliegt nach Westen.

Der kleine Mann hat keine Angst. Im Laufe seines gut vierzigjährigen Lebens hat er gelernt, die Dinge so zu nehmen, wie sie kommen. Den Tod seiner Familie. Die Einsamkeit. Den Spott der Menschen, die ihn nicht ernst nehmen, Menschen, die nur auf Äußerlichkeiten bedacht sind. Sie belächeln seine Kleidung, seine Frisur, verwechseln Höflichkeit mit Unsicherheit, machen sich nicht einmal die Mühe, ihn beim Vornamen zu nennen.

Sein Puls geht ruhig, sein Atem flach. Er atmet gepresst durch die Nase, die Lippen fest zusammengekniffen. Reglos liegt er auf dem Rücken, die Beine ausgestreckt, die Hände über dem Kugelbauch gefaltet, den Blick starr nach oben gerichtet. Im ersten Moment könnte man meinen, er meditiere, ein Mann, der am Fluss nach Ruhe und Einkehr sucht, auf einem abgelegenen, verwilderten Uferstreifen hundert Meter unterhalb des Wehrs an der alten

Papiermühle. Doch die ungewöhnliche Stellung des kleinen Mannes – Kopf und Oberkörper liegen im seichten Uferwasser, Hüfte und Beine auf der flachen Böschung – passt nicht dazu. Und bei näherem Betrachten bemerkt man, dass sämtliche Farbe aus seinem Gesicht gewichen ist. Sieht die vor Kälte blauen Lippen. Das Klebeband, das sich um seine Handgelenke schlingt. Die rostigen Enden der Eisenstäbe, die links und rechts dicht neben seinem Hals aus dem trüben Wasser ragen, offensichtlich tief in das sandige Flussbett getrieben. Und man erkennt die Gestalt am Ufer, die scheinbar unbeteiligt im Schatten einer knorrigen Trauerweide auf einem umgestürzten Baumstamm hockt, in der Hand einen Ast, mit dem spitzen Ende Muster in den feuchten Sand malend.

Das, wiederholt der kleine Mann in Gedanken, ist also das Ende. Es kommt ein bisschen früh. Ich hätte noch eine Menge zu erledigen gehabt.

Der Schlag mit dem Pistolengriff war hart, doch die Wunde schmerzt kaum. Das muss am Wasser liegen, es ist kalt, Kopf und Oberkörper sind bereits taub. Selbst an den Füßen friert er, was komisch ist, schließlich sind seine Beine trocken. Ansonsten spürt er keine Schmerzen, jedenfalls nicht, wenn er still liegen bleibt. Sein Geist ist klar, er konzentriert sich allein auf das Luftholen. Einatmen. Ausatmen, den Mund gespitzt wie ein Fisch. Der Blick der himmelblauen Augen ist leer, wie nach innen gerichtet.

Keine Angst. Keine Panik. Aber er ärgert sich. Wie ein Dummkopf hat er sich übertölpeln lassen. All die Toten, wie viele waren es? Vier? Fünf? Sie könnten noch am Leben sein. Das Leid, er hätte es verhindern können, wenn er die Zusammenhänge nur früher erkannt hätte.

Der Fluss schiebt sich träge nach Norden, umspült sein Kinn, den Hals. Ohren, Mund und Nase ragen knapp aus dem Wasser. Sein Haar, dünne rötliche Strähnen, hat sich von der Glatze gelöst, treibt neben seinem Kopf in der Strömung wie rostfarbene Algen.

Einatmen. Ausatmen.

Aus den Augenwinkeln registriert er eine Bewegung, die Gestalt unter der Trauerweide steht auf. Ein Knie knackt, Schritte knirschen im Sand, verstummen. Dann hört der kleine Mann die Stimme. Diese Stimme, die so anders klingt, als er sie in Erinnerung hat. Kühl klingt sie, sachlich, als sie feststellt, dass die Situation eindeutig sei, unangenehm zwar, aber eindeutig. Dass der kleine Mann nun sterben müsse, habe nichts mit persönlicher Abneigung zu tun, im Gegenteil, doch angesichts der Tatsachen sei sein Tod eine zwar unschöne, aber logische Konsequenz.

Das weiß ich, denkt der kleine Mann. Erzähl mir was, das ich nicht weiß.

Das tut die Stimme, denn als sie sagt, dass das, was zwischen den Eisenstäben links und rechts von seinem Kopf gespannt ist, ein Sägeblatt ist, trifft sich der kleine Mann. Er hat mit einem dünnen Draht gerechnet, einer Klaviersaite vielleicht, dicht unter der Wasseroberfläche quer über seinen Hals verlaufend, direkt unter dem Kinn. Er spürt es kaum. Nicht, wenn er still liegen bleibt. Versucht er allerdings, den Kopf zu heben, schneidet ihm das Metall sofort in die weiche Haut über dem Kehlkopf.

Ruhig bleiben. Einatmen. Ausatmen.

Schreien, erklärt die Stimme, sei sinnlos. Auch das ist dem kleinen Mann bewusst, sie befinden sich außerhalb der Stadt, in unbewohntem, waldigem Gebiet. Kein zufällig vorbeikommender Spaziergänger kann ihn vom Ufer aus sehen, und wenn der kleine Mann um Hilfe rief, würde das Tosen des Wehres seine Schreie übertönen.

Kleidung raschelt, die Gestalt am Ufer bückt sich, hebt etwas auf. Glucksend landet ein Stein im Wasser, nur wenige Zentimeter vom Kopf des kleinen Mannes entfernt. Erschrocken kneift er die Augen zusammen, versteift sich. Seine Hacken graben sich in den weichen Ufersand, er hebt den Kopf. Sofort presst sich der gezackte Draht gegen seine Kehle, reflexartig will er die Arme

heben, um nach seinem Hals zu greifen. Erfolglos, das Klebeband um seine Handgelenke ist mehrfach um die Gürtelschlaufen seiner zerbeulten Cordhose geschlungen, die Hände sind fest auf dem Bauch fixiert.

Er sinkt zurück. Schließt die Augen. Ignoriert den brennenden Schmerz an der Kehle. Die Kälte. Fühlt das Wasser, das an seinem Kopf entlangströmt, über den Hals, den Mund. Spürt den bitteren, schlammigen Geschmack, eklig und unangenehm, ebenso wie den Blick des anderen. Kalt, belustigt, erbarmungslos sieht er auf ihn hinab.

Der kleine Mann presst die Lippen aufeinander, atmet wieder durch die Nase. Ein. Aus. Wieder ein. Nicht betteln. Ruhig bleiben. Konzentrieren.

Das, erklärt ihm derweil der Mann am Ufer, sei ein kleiner Vorgeschmack. Der Wasserspiegel steige seit ein paar Tagen und würde es weiter tun wie jedes Jahr um diese Zeit. Wie lange es im Endeffekt dauern würde, könne niemand genau sagen. Minuten vielleicht. Oder ein paar Stunden. Länger wahrscheinlich nicht, der kleine Mann habe ja bereits bemerkt, welche Auswirkungen eine winzige Erschütterung habe. Ein paar Zentimeter würden reichen.

Und dann, denkt der kleine Mann, werde ich ertrinken.

Wie gesagt, fährt die Gestalt am Ufer in lockerem Plauderton fort, das alles sei nicht persönlich gemeint. Obwohl es weiß Gott Gründe gäbe, schließlich habe der kleine Mann mit gezinkten Karten gespielt, sich für jemand anderen ausgegeben. Aber das sei verständlich. Irgendwie.

Du hast nur deine Arbeit gemacht, Herr Hauptkommissar.

Keine Antwort. Scheinbar teilnahmslos liegt der kleine Mann im Wasser, bewegt vorsichtig die Schultern. Keine Chance, sich zu befreien. Oberhalb des Halses ist sein Kopf fixiert wie in einem Schraubstock. Unter ihm das Flussbett, sandig, aber fest. Seitlich verhindern die Eisenstäbe neben seinem Hals jede kleinste Be-

wegung. Das zwischen die Stäbe gespannte Sägeblatt ist dünn, ein paar Millimeter nur, doch die winzigen Zähne sind nadelspitz, dazu geschaffen, Metall zu zerschneiden. Jeder Versuch, den Kopf zu heben, ist tödlich.

Er lauscht dem Plätschern des Wassers und der Stimme, die jetzt über das Wesen des Menschen spricht, darüber, dass es hier nicht um Gefühle gehe, sondern um Instinkte, um die wahre Natur des Menschen. Dieser sei nun mal ein Tier, und als solches denke er zuerst an sich selbst.

Selbsterhaltungstrieb. Ich muss mich schützen.

Ein Windstoß kräuselt das Wasser, Wellen schwappen ans Ufer. Winzig, kaum wahrnehmbar, doch es reicht, die Ohren des kleinen Mannes kurz unter der Wasseroberfläche verschwinden zu lassen. Er hält die Luft an, dann ist es wieder vorbei.

Ich, sagt der Mann am Ufer, habe keine Wahl. Im Gegensatz zu dir. Du kannst selbst entscheiden, wie du stirbst.

Ja, denkt der kleine Mann, ich habe zwei Möglichkeiten. Zum einen kann ich abwarten. Einfach liegen bleiben, bis ich elend ertrinke. Dann bliebe mir ein wenig Zeit. Aber wofür? Zum Nachdenken? Dazu habe ich keine Lust. Um Hoffnung zu schöpfen? Dass er seine Meinung womöglich ändert? Mich am Leben lässt? Nein, das ist Quatsch. Er blufft nicht. Er will meinen Tod. Er will dabei zusehen. Er will es genießen.

Oder du machst es kurz, erklärt der Mann am Ufer, als habe er die Gedanken des kleinen Polizisten gehört. Das Sägeblatt über deinem Hals ist neu, sagt er. Zwanzig Zentimeter gehärteter Stahl, vier Millimeter dick. Gewellte Zähne, mit Molybdän verstärkt. Ein Ruck, eine heftige Bewegung mit dem Kopf, und du kannst es selbst zu Ende bringen.

Kurz, fügt die Stimme mit einem leisen Lachen hinzu. Schmerzlos wahrscheinlich nicht.

Wieder Schritte. Zwei. Drei. Sie kommen näher, der kleine Mann spürt die Erschütterung im weichen Boden. Er könnte den

Kopf ein wenig heben, ein klein wenig Spielraum hat er, bis er den gezackten Draht an seiner Kehle fühlt. Dann würde er den Mann am Ufer direkt vor seinen Füßen stehen sehen. Er tut es nicht. Seine Augen bleiben geschlossen.

Ich habe niemanden getötet.

Der Mann am Ufer hebt die Stimme. Nicht nur, um das Rauschen des Wehrs zu übertönen, es scheint ihm wichtig zu sein.

Ich habe die Dinge gesteuert, das ja, sagt er, aber selbst umgebracht habe ich niemanden. Auch dich werde ich nicht eigenhändig töten. Entweder der Fluss tut es. Oder du machst es selbst.

Stumm liegt der kleine Mann da, Kopf und Oberkörper im brackigen Wasser, von der Hüfte abwärts im Trockenen auf dem leicht ansteigenden Ufer, die gefesselten Hände über dem dicken Bauch gefaltet. Wie zum Begräbnis aufgebahrt.

Noch, denkt der kleine Polizist, bin ich nicht tot.

Die Zeit vergeht. Fünf Minuten, vielleicht auch zehn. Unwichtig.

Etwas kitzelt an seinem Ohr. Wasser schwappt über sein Gesicht, dringt in die Nase. Er wehrt sich gegen den Würgereiz. Kämpft gegen den Drang, den Kopf zu heben. Ruhig bleiben. Atmen.

Oh, sagt die Stimme, das Lächeln ist unüberhörbar. Es geht schneller, als ich dachte.

Irgendwo bellt ein Hund.

Dein Tod, fährt die Stimme fort, ist übrigens erst der Anfang. Es ist noch nicht vorbei.

Der Mann am Ufer sieht auf seine Armbanduhr. Sein Blick wandert über die reglos zu seinen Füßen ausgestreckte Gestalt, weiter über den Fluss, verharret am anderen Ufer, schweift über die steinige Böschung, das dornige Gestrüpp, die kümmerlichen Bäume, deren Äste wie gebleichte Knochen über dem im Mondlicht vorbeiziehenden Wasser hängen. Seine Lippen bewegen sich, er beginnt, leise zu zählen. Rückwärts.

Zehn. Neun. Acht.

Der kleine Mann schluckt. Sein Adamsapfel hebt sich nur ein wenig, doch es reicht, dass sich die winzigen Zacken des Laubsägeblatts in seinen Kehlkopf pressen.

Sieben. Sechs. Fünf.

Der Mann am Ufer stellt sich auf die Zehenspitzen und dreht sich einmal um die eigene Achse, eine elegante, tänzelnde Pirouette.

Vier. Drei.

Er hebt die Arme wie ein Dirigent, der sein Orchester auffordert, sich zum Spiel bereit zu machen.

Zwei. Eins. Und ...

Die Arme senken sich ruckartig.

... bitte.

Die Explosion erfolgt wie auf Kommando. Das Timing ist perfekt. Ein tiefes, fernes Dröhnen, flussaufwärts, irgendwo im Zentrum der Neustadt. Kilometerweit entfernt, doch auch hier ist die Erschütterung zu spüren, der Boden vibriert wie bei einem leichten Erdbeben.

Eigentlich, sagt der Mann am Ufer und nickt zufrieden, fängt es gerade erst an.

Vielleicht, denkt der kleine Polizist, dessen Vornamen kaum ein Mensch kennt, wäre es besser, wenn ich schon tot wäre.

Schröder nennen sie ihn. Den *dicken Schröder*. Weil er dick ist. Und weil die meisten Menschen sich kaum für ihn interessieren, auch nicht für seinen Vornamen.

Der Mond verschwindet hinter den Wolken.

Ein Käuzchen schreit.

Das Wehr rauscht. Das Wasser steigt.

ERSTER TEIL

Knapp zwei Wochen zuvor.

Zwei

Sonntag.

Der Abend war schön. Unzählige Sterne funkelten. Der Mond eine hauchdünne Sichel auf nachtschwarzem Samt. Vom Stadtrand aus, da, wo es dunkel war, konnte man die Milchstraße erkennen, ein schimmerndes Band über den Dächern der Stadt.

Der Mann, der unter der Hochstraße in Richtung Süden lief, bemerkte davon nichts. Sein Blick war stur auf die abgewetzten Spitzen seiner Stiefel gerichtet, die Hände, tief in den Jackentaschen vergraben, beulten das Leder über dem Bauch.

Claudius Zorn ging spazieren. Nicht etwa, weil er es mochte. Nein, im Gegenteil, er *hasste* Spaziergänge. Aber er hatte keine Wahl. Er brauche Bewegung, hatten die Ärzte schon vor Monaten gesagt, am besten sei Sport, und wenn es auf dieser Welt etwas gab, das Hauptkommissar Zorn am meisten verabscheute, war es Sport – abgesehen von einer langen Liste diverser anderer Dinge, die von nassen Füßen über die *BILD*-Zeitung bis zu sämtlichen Quizsendungen mit Eckart von Hirschhausen reichte.

Die Fußgängerampel am Kreisverkehr stand auf Rot. Er hielt inne, warf einen kurzen Blick auf die hell erleuchtete Fassade des historischen Waisenhauses gegenüber und lief dann weiter, ohne nach links oder rechts zu sehen. Tagsüber staute sich hier der Verkehr, jetzt, kurz nach elf, lag der Platz unter der Hochstraße wie ausgestorben unter dem nächtlichen Himmel.

Er lief weiter nach Süden, durch eine enge, von Gründerzeithäusern begrenzte Geschäftsstraße, vorbei an Apotheken, Optikern, Reisebüros. Seine Schritte hallten zwischen den Hauswänden wider, der linke Fuß ein wenig lauter als der rechte.

klack KLACK klack KLACK klack KLACK

Das rechte Bein war gut verheilt, trotzdem zog Zorn den Fuß noch ein wenig nach. Zum einen aus Gewohnheit, zum anderen, weil das gelegentliche Stechen im Knöchel äußerst unschöne Erinnerungen weckte, angefangen von einer Explosion, die er nur knapp überlebt hatte, bis zu einer monatelangen, schmerzhaften Therapie in einem Rehabilitationszentrum am Stadtwald.

Gemächlich schlurfte Claudius Zorn durch die Nacht und hing seinen Gedanken nach, die ebenso unschön waren wie die Erinnerungen an die letzten sechs Monate. Mit der linken Hand fischte er seine Zigaretten aus der Innentasche. Ich bin ein Krüppel, dachte er dabei, ein hinkender, verunstalteter Quasimodo. Auch das war natürlich heillos übertrieben und Zorns Hang zu einer gewissen Melodramatik und seiner selbstmitleidigen Natur geschuldet. Ein Charakterzug, der ihm durchaus bewusst war, und den er nach außen hin durch besonders schroffes und mürrisches Auftreten zu verbergen suchte.

Die Straße führte leicht bergauf und mündete nach einem halben Kilometer in einer sanften Kurve in einen weiteren Kreisverkehr. Dort, so war Zorns Plan, würde er nach rechts abbiegen und zurück nach Hause in Richtung Neustadt laufen. Die Nacht war mild, der Duft des nahenden Sommers verdrängte den Gestank der Mülltonnen, die sich auf dem Bürgersteig reihten, und während Zorn gemächlich an den dunklen Schaufenstern eines Kinderbuchladens vorbeischlich, musste er sich widerwillig eingestehen, dass die Stadt durchaus so etwas wie Charme hatte – zumindest nachts, fügte er ein wenig trotzig in Gedanken hinzu.

Irgendwo über ihm wurde ein Fenster geöffnet. Stimmengewirr drang heraus, unterlegt mit Schlagermusik. *Du hast mich tausendmal belogen*, jammerte eine Frauenstimme, begleitet von billigen Keyboardklängen und einem schleppenden blechernen Beat. Zorn stieß den Rauch durch die Nase und verzog das Gesicht.

Ich bin mit dir so hoch geflogen!

Doch der Himmel war besetzt.

Er hatte keine Ahnung, wie die Sängerin hieß, aber sie gehörte definitiv auf die Liste mit den Dingen, die er am meisten verabscheute.

Du warst der Wind in meinen Flügeln!

Hab so oft mit dir gelacht.

Und zwar, dachte Zorn und beschleunigte seinen Schritt, auf einen der vorderen Plätze, irgendwo zwischen kalte Thunfischpizza und das Quietschen feuchter Kreide auf einer Wandtafel.

Eine Straßenbahn rauschte in seinem Rücken heran. Zorn blieb stehen und beobachtete, wie die Bahn in der Kurve verschwand. Er blinzelte und blies sein Haar aus dem Gesicht, das ihm in dunklen Strähnen fast hinab bis zum Kinn hing. Er hatte es seit Ewigkeiten nicht schneiden lassen, nicht etwa, weil er Friseure hasste – denn auch das tat Claudius Zorn, und zwar aus tiefstem Herzen –, sondern aus einem anderen Grund.

Die Wunden im Gesicht waren gut verheilt, doch die Narben würden bleiben. Ein weißer, gezackter Strich zog sich vom rechten Augenwinkel über die Wange bis hinab zum Hals, umgeben von einem Netz feiner Linien. Auf den ersten Blick nicht sonderlich auffällig, doch Zorn vermied auch jetzt, über ein halbes Jahr nach der Explosion, jeglichen Kontakt mit seinem Spiegelbild. Er kam sich vor wie ein Aussätziger, und obwohl die Blicke der Menschen nur in seiner Einbildung existierten, lief er meist mit gesenktem Kopf durch die Gegend, das Haar wie eine Gardine vor dem Gesicht hängend.

Die Musik aus dem geöffneten Fenster verstummte. Eine Frau schrie in breitestem Sächsisch, dass sie keinen Bock habe, die verfickte Mülltonne

(verfiggde Milldonne)

rauszustellen. Eine tiefe Männerstimme antwortete grummelnd und wurde abrupt vom Knall des zufallenden Fensters unterbrochen, der durch die enge Straßenschlucht hallte.

Mein Gesicht, dachte Zorn und schlurfte weiter, sieht aus wie 'ne Tüte Gehacktes. Ich bin ein Krüppel, ich ...

»Haste ma Feuer?«

Die Gestalt, die sich aus dem Schatten eines Hauseingangs löste, war einen halben Kopf kleiner als Zorn. Der Mann trug einen fleckigen Regenmantel, graues, fettiges Haar lugte unter einem umgedrehten Basecap hervor.

»Nee«, brummte Zorn, ohne anzuhalten. Vor ihm leuchtete das rote Schild einer Sparkasse, dahinter wurde die Straße von der Dunkelheit verschluckt. Schritte erklangen hinter ihm, kamen näher.

»Aber du rauchst doch!«

Der Mann klang entrüstet.

»Jetzt«, knurrte Zorn und spuckte die Zigarette aus, »nicht mehr.«

Funkensprühend landete die Kippe zu seinen Füßen und verschwand in einem Gully. Zorn hatte die Hände noch immer tief in den Jackentaschen vergraben, dort ließ er sie auch.

»Was ist mit Kleingeld?« Finger schlossen sich um Zorns Oberarm. »Hast du vielleicht 'nen Euro? Oder fuffzich Cent?«

Zorn blieb stehen. Der Mann sah zu ihm auf, ein falsches, unterwürfiges Lächeln auf den rissigen Lippen. Sein Gesicht leuchtete im blutroten Schein des Sparkassenschildes, als habe er Sonnenbrand.

»Nee«, wiederholte Zorn.

»Ich hab seit Tagen nix gegessen.«

Aber getrunken, dachte Zorn. Man riecht's meilenweit gegen den Wind.

Und noch etwas anderes nahm Zorn wahr, einen stechenden, unangenehmen Gestank nach verbranntem Plastik.

»Komm schon, Kumpel.«

Der Mann war abstoßend. Schmutzig, unsympathisch. Ein Lügner mit schiefen, verfärbten Zähnen, unrasiert und tagelang nicht

gewaschen. Trotzdem hätte Zorn ihm Feuer gegeben, auch etwas Kleingeld hätte er ihm zugesteckt, mürrisch zwar, doch er hätte es getan. Früher, als er noch gesund war. Jetzt tat er's nicht, denn dazu musste er die Hände aus den Taschen nehmen, die linke war okay, doch die rechte, die war definitiv nicht okay, dieses verkrümmte, krallenartige Ding mit den fehlenden Fingern.

Zorn lief weiter, der Mann folgte ihm. Der Geruch nach verbranntem Plastik wurde stärker, doch Zorn registrierte jetzt, dass der Gestank eine andere Ursache haben musste. Nebelschwaden hingen über der Straße, dahinter flackerte etwas, spiegelte sich auf den Straßenbahnschienen, den Fenstern der links und rechts aufragenden Häuser.

»Dann gib mir 'ne Kippe.« Zorns neuer Begleiter erwies sich als äußerst hartnäckig. »Du hast doch noch welche, oder?«

Zorn antwortete nicht. Sein Blick war nach vorn gerichtet, aufgeregte Stimmen wurden hinter der Kurve laut. Der Rauch wurde dichter, der Geruch stärker.

»Ich weiß, dass du noch welche hast. Erzähl mir nicht, dass das deine letzte war, ich hab 'n Auge für so was. Und außerdem ...«

Der Mann verstummte.

Sie hatten die Kurve erreicht. Zorn kniff die Augen hinter der Brille zusammen. Das, was er zunächst für Nebel gehalten hatte, war Rauch. Dicke Schwaden trieben über dem Kreisverkehr, es dauerte einen Moment, bis er die Ursache erkannte, die Flammen, die wie Fackeln auf dem Platz und den sternförmig abzweigenden Straßen loderten. Der Gestank war infernalisch. Schemenhafte Gestalten rannten gestikulierend umher, Zorn sah eine Frau, die stolpernd einen brennenden Kinderwagen über die Straßenbahngleise schob. Funken flogen, glimmende Papierfetzen trieben torkelnd über den Platz wie glühende Schneeflocken. Ein Bild wie von Hieronymus Bosch gemalt.

»Du wolltest doch Feuer«, sagte Zorn, den Blick auf das stinkende Inferno gerichtet. »Da vorn ist mehr als genug.«

Drei

Ignaz, genannt Fascho.

Geil. Einfach nur geil.

Die Augen des schwächlichen Jungen glänzen. Sein Gesicht glüht vor Erregung. Und von der Hitze der Flammen, deren Widerschein über seine pickligen Wangen zuckt. Er hätte längst abhauen müssen, doch er kann nicht, noch nicht, er muss einfach hierbleiben, zusehen und das Werk betrachten.

Sein Werk.

Es ist besser, als er es sich jemals vorgestellt hätte. Er steht zwischen den Gaffern, sieht die Flammen. Die zuckenden Blaulichter. Hört die aufgeregten Stimmen, die ängstlichen Schreie. Und der Geruch erst, der toppt alles.

Scheiße, denkt Fascho, wie geil ist das denn?

Eigentlich heißt er Ignaz. Früher, an der Grundschule, haben sie ihn Nazi genannt, irgendwann kam ein Witzbold auf die Idee, ihn Fascho zu rufen. Ein dämlicher Spitzname, Ignaz ist kein Faschist. Trotzdem gefällt es ihm. Irgendwie. Es klingt gefährlich. Und gefährlich ist er, es weiß bloß niemand.

Es steckt in ihm drin, schon immer. Er kann sich nicht dagegen wehren, ebenso wenig wie gegen das Schwitzen. Sein Körper produziert einfach zu viel Talg, da kann er sich waschen, sooft er will. Er riecht, nein, er *stinkt* immer nach Schweiß, sein Haar ist ständig fettig.

Er schließt die Augen, bläht die Nasenlöcher wie ein Hund, der Witterung aufnimmt. Inhaliert den Gestank wie Rosenduft. Nickt zufrieden, der Platz ist gut gewählt. Groß, rund, wie eine Freilichtbühne. Er hat das alles sorgfältig geplant, seit Wochen schon. Sonntagsabend rollen die Idioten ihre Mülltonnen auf den Bürgersteig rund um den Kreisverkehr und verziehen sich wieder in ihren spie-

ßigen Wohnungen. Der Platz ist in den letzten Monaten saniert worden, Straßenbahnschienen, Asphalt, Haltestelle, alles nagelneu. Die Laternen auch, aber die sind wieder abgebaut worden, weil die Baufirma angeblich *minderwertiges Material* verwendet hat, so stand's jedenfalls in der Zeitung. Seit Wochen läuft der Prozess, es gab sogar eine Sondersitzung im Stadtrat. Das alles interessiert Fascho einen feuchten Dreck, wichtig ist nur, dass der Platz seit Ewigkeiten nachts dunkel bleibt. Fascho ist nicht blöd, niemand soll ihn entdecken. Aber das Feuer, das sollen alle sehen. Alle.

Es war einfach. Zwei Runden um den Platz. Die erste in aller Ruhe, im Schutz der Dunkelheit. Mülltonne auf, ein paar Spritzer Brennspritus rein. Die zweite Runde dann schneller, wie im Rausch ist er mit dem brennenden Feuerzeug von Tonne zu Tonne gerannt, zweiundvierzig hat er gezählt, fein säuberlich in einem großen Kreis aufgestellt.

Scheiße, er liebt dieses Geräusch, dieses *WUSCH!*, wenn der Spiritus sich entzündet. Zweiundvierzigmal hat er es gehört. Besser als alles auf der Welt. Geiler als Sex. Glaubt er zumindest, bisher hatte er noch keinen. Mädchen gucken ihn nicht mit dem Arsch an, kein Wunder, so, wie er aussieht. Ein pickliger Penner, der nichts auf die Reihe kriegt. Das glauben die zumindest, aber die haben keine Ahnung, was er draufhat. Null Ahnung haben die. Dämliche Fotzen.

Er steht vor dem Eingang eines Wettbüros. Eigentlich müsste er schon längst weg sein, das war zumindest sein Plan, einfach im Schutz der Dunkelheit in einer der sternförmig abzweigenden Straßen verschwinden. Aber er kann einfach nicht weg. Es ist wie ein Magnet, er *muss* hinsehen. Der Feuerkreis um den Platz, die züngelnden Flammen. Die Menschen, die mit offenem Mund vor ihren Häusern stehen.

»Gott, ist das furchtbar«, sagt eine Frau direkt neben ihm. Die Alte ist mindestens sechzig, sie trägt einen Bademantel und gelbe Hausschuhe, wahrscheinlich wohnt sie direkt über dem Wettbüro.

»Ja«, nickt Fascho. »Furchtbar.«

Er senkt den Kopf, damit sie sein Grinsen nicht sieht. Rauch hängt über dem Platz wie eine Glocke. Überall Gaffer, auf dem Bürgersteig, an den Fenstern. Schräg gegenüber glotzt ein fatter Typ in weißem Unterhemd aus dem zweiten Stock, er hat sich sogar ein Kissen geholt, damit er's bequemer hat. Aus dem griechischen Restaurant kommt eine Gruppe laut diskutierender Teenager, einige filmen mit ihren Handys. Sirenen heulen auf, kommen näher. Ein großer, langhaariger Kerl in Lederjacke zieht einen unrasierten Penner in Regenmantel und Basecap von der Straße, um Platz für die Feuerwehr zu machen, die mit ohrenbetäubendem Lärm herangerast kommt. Staub wirbelt auf, Blaulicht flackert über den Platz.

Alles wegen mir, denkt Fascho. Ich hab das gemacht.

Ich. Ich. Ich.

Er wehrt sich gegen das Kichern, hält sich sogar die Hand vor den Mund. Aber er kann es nicht unterdrücken, es ist wie ein Schluckauf, ein Niesen. Das Gefühl ist unglaublich, er fühlt sich leicht, frei, irgendwie *hibbelig*, am liebsten würde er laut losschreien, ich hab das gemacht! Ich! Aber das geht natürlich nicht, er kann's niemandem erzählen. Das ist scheiße, aber damit muss er leben. Die Zeitungen werden bestimmt drüber schreiben, vielleicht kommt sogar was im Fernsehen.

Geil, einfach nur geil.

Er spürt die Erektion unter den Jeans, heiß, pochend. Seine Finger krallen sich in das Plastik der Spiritusflasche, die er unter dem Kapuzenshirt verbirgt. Er hat sie im Supermarkt gekauft, eins neunundneunzig pro Flasche, ein bisschen ist noch übrig. Er hätte sie längst wegschmeißen sollen, das wird er auf dem Rückweg tun.

Gleich, nicht sofort. Ein bisschen wird er noch zugucken, bis die Bullen kommen. Dann wird er abhauen, aber vorher muss er es so lang wie möglich genießen. Er stellt sich auf die Zehenspitzen, sieht, wie die Penner von der Feuerwehr aus ihrem Auto springen.

Die Mülltonnen sind längst geschmolzen, aber die Feuer, die brennen immer noch. Wieder muss er kichern, lauter jetzt, es ist einfach zu geil, es ...

»Wohnst du hier?«

Fascho fährt herum. Der Typ ist direkt hinter ihm, der Langhaarige mit der Lederjacke, den er vorhin schon gesehen hat. Keine Ahnung, wie lange der schon hier steht. Auch nicht, wie er hierhergekommen ist.

»Klar.«

Cool bleiben. Der Kerl sieht nicht aus wie'n Bulle.

»Wo?«

»Da drüben.«

Fascho deutet irgendwo durch den dichten Qualm über den Platz.

»Hast du'n Ausweis?«

»Nee. Jedenfalls nicht hier.«

Fascho wird wütend. Die ganze Euphorie ist weg. Verpufft. Wie Luft aus einem kaputten Reifen. Scheiße, was will der Kerl? Fascho ist einer von vielen, er ist doch nicht aufgefallen unter den ganzen Gaffern, er ...

»Dann hol ihn.«

Nee, der Typ sieht wirklich nicht aus wie'n Bulle. Die Haare sind viel zu lang, wie ein Hippie sieht der aus in seiner zerkratzten Lederjacke. Irgendwas stimmt nicht mit dem Gesicht, die eine Hälfte ist ziemlich vernarbt.

»Kann ja nicht so schwer sein, wenn du hier wohnst, oder?«

Fascho blinzelt. Scheiße, er hätte sofort abhauen müssen. Zu spät, aber er kann den Kerl immer noch abwimmeln. Erst mal cool bleiben, zum Gegenangriff übergehen.

»Wieso?«, fragt Fascho. »Bist du'n Bulle?«

Keine Antwort. Der Typ verzieht keine Miene. Der blinzelt nicht mal, lässt Fascho nicht aus den Augen. Keine Sekunde. Steht einfach nur da und guckt. Irgendwie gelangweilt und gleichzeitig

wach. Seine Hände stecken tief in den Jackentaschen, als würde er was verbergen.

»Okay«, sagt Fascho. »Ich hol ihn.«

Er muss weg hier. Der erste Streifenwagen steht schon auf dem Platz, ein zweiter kommt gerade um die Ecke. Fascho zuckt die Achseln, wendet sich ab. Sein Herz klopft bis zum Hals, aber er lässt sich nichts anmerken. Betont lässig schlendert er davon, jetzt bloß keine Eile. Zwei Schritte, dann legt sich eine Hand auf seinen Arm.

»Warte«, sagt der Typ. »Was ist mit deinen Augenbrauen?«

Scheiße, denkt Fascho. Scheiße, Scheiße, Scheiße. Ich hab mir die Augenbrauen versengt. Wahrscheinlich bin ich total schwarz im Gesicht. Fuck, warum bin ich nicht sofort abgehauen?

»Du hast mir überhaupt nix zu sagen!« Faschos Stimme überschlägt sich. In zwei Wochen wird er achtzehn, trotzdem klingt er, als sei er gerade erst in den Stimmbruch gekommen. »Lass mich los, du Wichser!«

Das Arschloch denkt nicht dran. Seine Finger krallen sich fest in Faschos Oberarm, die rechte Hand steckt noch immer in der Jackentasche. Er verzieht keine Miene. Oder doch? Grinst er?

»Ich hab gesagt ...« Fascho will sich losmachen, »du sollst loslassen!«

Er zerrt noch einmal, nimmt alle Kraft zusammen. Keine Chance. Etwas entgleitet seinen Fingern, fällt klappernd zu Boden. Der Typ sieht nach unten, dann wieder in Faschos weitaufgerissene, panische Augen. Falls er bisher nicht gegrinst hat, tut er es jetzt. Unübersehbar.

»Was haben wir denn da?«

Die Spiritusflasche.

Scheiße.

Fascho fängt an zu weinen.